

3 Kirchen, 2 höheren und 4 Volksschulen. — *Salamanca*, am rechten Ufer des Choapá 1843 begründet, mit 1359 Einw. — *Chalinga* mit 1348 Einw. — *Mincha*, 475 Einw. — *Guantelauguen*, ein ackerbaureibendes Dorf, mit 200 Einw. — *La Canela*, mit Goldwäschen in der benachbarten Schlucht des Heiligen Geistes. — Um dem Departement einen Hafen zu verschaffen, ist 1854 an der Bucht von Conchali der Ort *Los Vilos* gegründet worden.

Miscellen.

Die Stadt Komrat.

Die am Schlusse der letzten Conferenzen gegebene officiële Notiz sagt, daß zur Entschädigung für die Abtretung von Tabak und von Bolgrad Rußland die Stadt Komrat nebst einem Territorium von 330 Quadrat-Werst zurückerhalten werde. Komrat liegt auf dem rechten Ufer des Jalpuch, etwa 65 Werst aufwärts von Bolgrad und in dem Gebiete zwischen diesem Flusse und dem Pruth. Im Jahre 1812, zur Zeit der Ratification des Friedens von Bucharest, durch welchen Bessarabien an Rußland fiel, existirte die Stadt Komrat noch nicht. Sie ist von jüngerm Datum und wurde an derselben Stelle erbaut, wo früher die Burg Arka stand, die durch die Geburt des Prinzen Bessaraba bekannt ist, welcher der erste Beherrscher des Landes war, das von ihm seinen Namen trägt. Die junge Stadt scheint sehr schnell herangewachsen zu sein, da sie nach dem „Neurussischen Kalender“, wie das „Magazin für Literatur des Auslandes“ mittheilt, bereits 8,586 Einwohner zählt. Man sagt, die Russen wollten die Verwaltung der bulgarischen Colonien, deren Hauptstadt Bolgrad war, nach Komrat verlegen, und daselbst eine Douane errichten. Die bulgarischen Colonien in Bessarabien sind in aufblühendem Zustande und bestehen aus 85 Dörfern. C. R.

Resultate der Untersuchung des Manytsch-Thales durch Herrn von Baer.

(Aus einem Schreiben des Herrn von Baer an Herrn Al. v. Humboldt, mitgetheilt durch C. Ritter.)

Ein solcher Manytsch-Fluss, wie er jetzt auf allen Karten gezeichnet wird, ein Fluss, der in der Nähe des Kaspischen Meeres seinen Ursprung hätte und in den Don sich ergießt, kommt in der Wirklichkeit gar nicht vor. Dagegen giebt es ein Manytsch-Thal, welches besonders in der Mitte zwischen den beiden benachbarten Meeren, dem Kaspischen und dem Schwarzen Meere, das Ansehen eines mächtigen Flufsthal's hat.

Der höchste Punkt der Sohle dieses Thales liegt aber nicht weit von der Mitte seiner Länge, und zwar so, daß der westliche Abfall etwas länger ist als der östliche. Es liegt dieser Höhepunkt wenige Werst westlich von der Mündung des Kalaus. In der Mitte seines östlichen Abschnitts theilt sich dieses Thal in zwei Arme, einen nördlichen der nach Ost, einen südlichen der nach SO. gerichtet ist. Der letztere gegen SO. hat flachere Ufer, der erstere theilt sich wieder mehrmals, der südlichste von diesen Neben-Armen läuft ohne deutliche Uferbildung in die Kuma-Niederung aus. — Es versteht sich von selbst, daß im westlichen Abschnitt das Wasser nach W., im östlichen nach O. fließt.

Im ersten Frühling sammelt sich viel Wasser im Manytsch-Thale. Es ist nämlich die Steppe von beiden Seiten, sowohl von N. als von S. her, sehr merklich abschüssig gegen das Manytsch-Thal. Die Schneemasse fließt also nach diesem Thale ab. Es tritt dann das sonderbare Verhältniß ein, daß beide Ströme vereint sind, nicht an ihren Mündungen, sondern an ihren Höhepunkten oder vielmehr an ihrem gemeinschaftlichen Höhepunkte. Es ist nicht sowohl eine Bifurcation als ein Antagonismus der Strömung da.

Auch vom Kalaus kann man nicht sagen, daß seine Strömung an der Mündung eine Bifurcation bilde. Er ergießt sich vielmehr in eine seeförmige Erweiterung des Manytsch-Thales, wo dieses schon eine Neigung nach Osten hat, weshalb auch aus dem See ein regelmäßiger Ausfluß nach Osten sich gebildet hat, der nur im Hochsommer aufhört, wenn sich der See in einen Rohrsumpf mit wenigen Wassergruben verwandelt. Wenn aber durch rasches Schmelzen des Schnees, das Wasser im ganzen Manytsch-Thale aufgestaut ist, und damit auch in diesem See, so fließt derselbe, wie der Kalaus sogleich reichlich strömend, auch nach Westen über. Dieses Ueberfließen nach W. kommt wahrscheinlich in den meisten Jahren vor. Der Höhepunkt der Thalsole lag zur Zeit unserer Hinreise (12. Mai) nur sehr wenig über dem damaligen Spiegel des Sees, der doch schon merklich gesunken war.

Nur im westlichen Abhange des Manytsch-Thales ist der Strom bleibend, und kann also auf den Namen eines Flusses Anspruch machen, obgleich dieser Manytsch-Fluß, nach Art der Steppenflüsse, viel seeartige Erweiterungen und nur geringe Strömung hat, die sogar, im vorigen Jahre wenigstens, völlig aufhören soll, worüber ich weder selbst Erfahrungen noch ganz zuverlässige Nachrichten habe. Sein Ursprung ist aber keineswegs in der Nähe des Kaspischen Meeres, sondern westlich vom Höhepunkte des Manytsch-Thales. Da ferner der höchste oder östliche Theil des westlichen Abhanges vom Manytsch-Thale nur im ersten Frühling durch das Schneewasser und den gelegentlichen Uebertritt des See's von der Kalaus-Mündung Wasser erhält, so sind als die eigentlichen Quellen dieses Flusses zwei Flüßchen, Chara Sucha und Ulan Sucha zu betrachten, welche dem Südrande der Ergeni-Berge entströmen.

Diese Ergeni-Berge sind der Höhenzug, der von Sarepta nach Süd streicht. Bei Sarepta scheint er allerdings nichts anders als der aufgeworfene Rand der Donischen Hochsteppe zu sein, da er gegen diese nur sehr allmählig sich senkt, gegen die Kaspische Tiefsteppe aber steil abfällt. Allein je weiter man ihn nach Süd verfolgt, desto mehr sondert er sich auch von der Donischen Steppe ab. Die Fortsetzung der letztern vereinigt sich mit der Fortsetzung der Wolga-Steppe, um

gemeinschaftlich als Kumanische Steppe gegen das Manytsch-Thal sich zu senken, während das Südende des hügeligen Ergeni-Plateau's, mit sehr markirtem und steilem, obgleich nicht hohem Abfall sowohl im Westen als im Süden und Osten von der flachen Steppe sich absondert.

Der Südrand dieser Ergeni-Berge oder Ergeni-Höhen scheint ziemlich ausgelehnt zu sein, etwa 140 Werst oder 20 deutsche Meilen. Es findet sich nämlich da, wo der östliche Abfall des Manytsch-Thales in zwei Arme sich theilt, noch eine nahe an das Thal hinantretende und plötzlich im scharfen Winkel sich endende steile Wand von einigen Klaftern Höhe, von welcher behauptet wird, daß sie die östlichste Spitze der Ergeni-Berge bilde, — leider kann ich dies weder bestätigen noch in Abrede stellen.

Man hat mir nämlich von dieser östlichen Spitze, Tschilon Chamur genannt, einen aus Muschelschaalen zusammengesetzten Kalkstein gebracht, der von dem muschelreichen Kalk der nordwestlichen Vorberge des Kaukasus nicht verschieden scheint. In den südwestlichen Gegenden der Ergeni-Berge habe ich Sandstein, auch Kalk in mannigfaltiger Form gefunden, aber nie eine Muschel, weder eine neue noch eine alte. Der Tschilon Chamur könnte wohl das äußerste durch den Manytsch durchrissene Ende der kaukasischen Vorberge sein, ob er aber auch wirklich mit den Ergeni-Bergen zusammenhängt, das müßte einmal durch eine Frühlingsfahrt entschieden werden. Im Sommer ist die Reise dahin kaum möglich.

In der Osthälfte oder dem östlichen Abhange des Manytsch-Thales sammelt sich beim Schmelzen des Schnees das Wasser ebenfalls von beiden Seiten und durch den reichlichen Zuflufs des Kalas. Bei der starken Senkung dieser Hälfte des Thals ist dann seine Strömung nach Ost stärker, als auf der andern Seite die Strömung nach West und vertheilt sich in die Verästelungen dieser Osthälfte des Thales. In gewöhnlichen Jahren erreicht dieses Wasser das Kaspische Meer nicht. Wenn aber der Schnee reichlich im Winter gefallen war und beim Eintritt des Frühlings rasch schmilzt, so fließen die seeförmigen Becken, in denen gewöhnlich die Strömung endet, Mail, Sara, Kükö Ussun u. a. über und ergießen sich in ausgebreiteten Strömungen in die unmittelbare Kuma-Niederung. In denselben Jahren pflegt auch die Kuma viel Wasser im Frühling zu haben, und beide Gewässer, das aus dem Manytsch-Thale und der Kuma, durchbrechen dann gewöhnlich die vorliegende Sandwüste und erreichen das Meer.

Im vorigen Jahrhundert scheint es der nördliche Arm der Osthälfte des Manytsch-Thales gewesen zu sein, durch welchen das überflüssige Manytsch-Wasser in manchem Jahre das Kaspische Meer erreichte; jetzt geschieht das nicht mehr. Vielmehr ist es der südlichste Zweig des südlichen Armes durch den das Manytsch-Wasser, mit dem Kuma-Wasser verbunden, zuweilen dem Kaspischen Meere zufließt. Ob das Aufhören jener Abflüsse der vorerwähnten Anhäufung des Sandes zuzuschreiben ist, oder vielleicht einer Veränderung im Niveau der Bodenfläche, ist für jetzt noch nicht zu entscheiden. Auffallend bleibt es nur, daß jener nördliche Arm viel mehr den Gesamtcharakter des Manytsch-Thales behält, z. B. die tief eingerissenen Uferländer, während der südliche Arm, der jetzt länger Wasser hat, aber dem niedern Wasser zugänglicher scheint, ganz flache Ufer hat oder vielmehr eine flache Niederung ist.

Die Osthälfte des Manytsch-Thales hat strömende Wasser nur im März, April

und im Anfange des Mai. Durch ihre ganze Länge im obern Theile besteht die Strömung noch bis Ende Mai. Später bleiben nur noch vereinzelt Scen übrig, von denen die meisten aber auch im Verlaufe des Sommers in Sumpfe sich verwandeln oder ganz austrocknen. Im October und November tritt wieder einige Strömung ein, die aber mit dem Winter aufhört. Aus diesem Grunde kann die Strömung im östlichen Manytsch-Thale wohl kaum auf den Namen eines Flusses Anspruch machen. Richtiger würde ich die Osthälfte des Manytsch-Thales eine Owrage oder eine Schlucht nennen, wohin sich gelegentlich das Wasser der Umgegend sammelt. Will man diese Strömung doch einen Fluß nennen, so hätte man in einem Thale zwei ganz entgegengesetzte Flüsse.

Wie die falsche Darstellung in die Karten gekommen ist, läßt sich leicht und mit Sicherheit nachweisen. Pallas hatte auf seiner ersten Reise über den Manytsch-Fluß Nachrichten erhalten und zeichnete in seinen Karten diesen westlichen Lauf zwar roh, aber in Bezug auf seinen Ursprung richtig. Auf der zweiten Reise erfuhr er, daß der Manytsch viel weiter nach Osten kenntlich ist, sich in zwei Arme theilt und in diesen beiden Aesten auch (zu Zeiten) Wasser fließt. Es muß ihm aber keine Nachricht gegeben worden sein, daß dieses Wasser nach Osten fließt. So zeichnete er für seine zweite Reise eine Karte, welche den Manytsch als Thal richtig, als Fluß aber ganz falsch darstellt. Ihm folgten alle Chartographen, sogar die hiesige officielle Gouvernements-Karte. Nur ist in der letzten der nördliche Manytsch-Arm ganz weggelassen.

Aus dem Gesagten folgt aber, daß das Nivellement von Hommaire de Hell völlig falsch ist, da er die Mündungsgegend der Strömung nach Osten für den höchsten Punkt erklärt. Unstreitig hat er sich zu sehr auf die Karten verlassen. Ich glaube mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, daß er sich nach einer im Jahre 1829 gestochenen Karte des Astrachanischen Gouvernements, welche neben den russischen Inschriften auch französische Schrift hat, besonders richtete. Ein Kalmükenhäuptling der ihn begleitete, aber am letzten Cordon-Posten des Kosakenlandes ihn verließ und über diese Begleitung ein Zeugniß erhalten hat, behauptet mit großer Zuversicht, daß Hommaire de Hell die ganze Strecke des Manytsch-Thales von der Südostecke des Kosakenlandes bis zu dem östlichsten Punkte, wo er $1\frac{1}{2}$ Jahr früher gewesen war (wahrscheinlich an Kökö-Ussun) gar nicht bereiset habe. Vielmehr habe er (der Kalmüke) den Reisenden nach Norden auf die Ergeni-Berge und nach Süden in die Gegend Gordatschi begleitet und dann sei dieser auf der Linie der Kosaken-Posten wieder nach Nowo-Tscherkask, woher er gekommen, zurückgekehrt.

Hommaire de Hell's Bestimmung der Niveaue - Unterschiede zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere entbehrt also jeder Begründung. Die ausgelassene Lücke beträgt etwa 220 Werst oder 32 deutsche Meilen. Weiter nach Westen ist auch eine kleine Lücke. Der Beobachter wollte die Ueberfluthung des Manytsch-Thales durch den Don benutzen, begann aber nach eigener Angabe sein Nivellement an der Brücke Tschiplan (nicht Tschabrak), die an einer Stelle erbaut ist, welche nie vom Hochwasser des Don erreicht wird.

Auch in der Sarpa-Niederung ist jetzt wenigstens ein entgegengesetzter Wasserlauf. Nur die nördlichsten der Sarpa-Seen ergießen jetzt ihre Wasser durch den Sarpa-Fluß in die Wolga. Die darauf folgenden sind ebenfalls durch flache

Thäler unter sich verbunden, allein das Wasser fließt im Frühling nicht nach Norden sondern nach Süden und zuletzt nach Südwest in die Steppe hinein. Auf den ältern Karten sind sie so dargestellt, als ob sie alle ihren Abfluss nach Norden hätten. Allein die südlichsten in der Reihe dieser Seen sind mit den andern wohl seit der Zeit, als dieser Boden trocken wurde, wahrscheinlich gar nicht in Verbindung gewesen. Dagegen sind die mittlern und nördlichen noch jetzt durch ein deutliches Thal verbunden. Wären die ältern Nachrichten ganz zuverlässig, so müßte man aus ihnen schliessen, dafs in dem Verlaufe dieser Thäler eine Hebung stattgefunden habe, die jetzt den Wasserlauf theilt.

Dafs an den Ufern des Kaspischen Meeres Hebungen und Senkungen im kleinen Maafsstabe vor sich gehen, scheint mir unzweifelhaft. Der Boden, auf dem die Stadt Baku steht, scheint seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sich zu heben. Ich habe andere Personen als Lenz vor sich hatte, über die Zustände vor 50—60 Jahren befragt und dieselben Schilderungen erhalten. Lenz berechnet aus den von ihm gesammelten Nachrichten, dafs der Wasserspiegel des Meeres seit Ende des vorigen Jahrhunderts wenigstens um 10 Fufs bis zum Jahre 1830 gesunken ist. Nach dem Nivellement von Abich stand das Meer im Jahre 1852 noch um 3 Fufs tiefer. Allein ein Salzsee bei Tjukkaragan (dem jetzigen Mangischlak) beweist, dafs das Meer nicht so tief abgenommen haben kann. Die Abscheidung dieses See's vom Meere ist kaum 10 Fufs hoch, doch kommt er schon auf einer Karte von Gmelin vor, und die Eingebornen wissen von keiner Zeit, wo dieser See mit dem Meere in Verbindung war. Dagegen beweist das berühmte ins Meer versunkene Karawanserai, 2 Werst von Baku, eine locale Senkung. Man hat zwar zu beweisen gesucht, dafs um die Zeit der Erbanung des Karawanserai das Meer um einige Klafter tiefer stand. Allein dagegen spricht die Bildung der persischen Küsten. Auch geben die ältesten Nachrichten über Astrachan dieser Stadt keine so große Entfernung vom Meere, als sie gehabt haben müßte, wenn das Meer ein paar Klafter niedriger stand.

Die Pschawen und Chewsurier im Kaukasus.

In den Memoiren des Kaukasischen Filials der Russischen Geographischen Gesellschaft (3. Heft, Tiflis 1855) findet sich eine sehr detaillirte Schilderung zweier der am wenigsten bekannten Völkerschaften des Kaukasus, der Pschawen und Chewsurier, die, obwohl unter russischer Herrschaft, ihre nationalen Sitten und Gebräuche in ursprünglicher Frische bewahrt haben. Der Verfasser des Artikels, den wir hier im Auszuge folgen lassen, ist ein Fürst Eristow.

Der von den Pschawen und Chewsuriern bewohnte District gränzt im Norden an das Land der Tschetschenzen, im Osten an Daghestan, im Süden an den Tifliser Kreis. Beide Völkerschaften reden fast denselben Dialekt der grusischen Sprache, deren alterthümliche Wortformen sie beibehalten haben, die aus der Conversationssprache der jetzigen Grusier längst verschwunden sind, so dafs sie von den letzteren kaum verstanden werden. Die Sprache der Pschawen und Chewsurier liefert den augenscheinlichen Beweis, dafs sie in die Berge, die sie

jetzt bewohnen, von Süden, aus Grusien, eingewandert sind, allem Vermuthen nach um dort eine Zuflucht vor den türkischen und persischen Invasionen zu suchen. Der kleine Landstrich, in dem sie sich niedergelassen haben, und der nicht über 80 Quadratmeilen im Umfang hat, bietet alle Stufen des Ueberganges vom Schnee und Eis den Bergeshöhen bis zu einem tropischen Klima in den Thälern dar, in welchen Mandel- und Myrthenbäume wachsen.

In dunkler Erinnerung an den Glauben, den sie aus Grusien mitgebracht, nennen die Pschawen und Chewsurier sich noch immer Christen und halten es für eine tödtliche Beleidigung, wenn ihnen Einer diesen Namen verweigert; indessen sind alle christlichen Lehrsätze bei ihnen in rohem Aberglauben und Vielgötterei untergegangen. Sie verehren das Kreuz, die Apostel Peter und Paul, den Erzengel Michael, beten aber zugleich den Gott des Ostens, den Gott des Westens, den Gott der Seelen und neben ihnen auch den Gott Christus an. Außerdem haben sie einen Geist der Erde, Geister der Eichen, der Berge etc.; das Andenken an die berühmte grusische Königin Tamara wird durch eine Göttin dieses Namens erhalten, welche für die Beschützerin der Menschen gilt. Von ihren Gebeten tragen manche, obschon in hohem Grade verstümmelt, die Spuren des Christenthums an sich. Gleich den Armeniern essen sie keine Hasen und gleich den Muselmännern kein Schweinefleisch; wie die Juden feiern sie den Sonnabend, achten aber auch wie die Muselmänner den Freitag und wie die Christen den Sonntag. In einigen Götzentempeln finden sich Krenze, aber am meisten verehrt das Volk einen in Silber gefassten Stock, mit einem Tuchlappen umwickelt und mit einer silbernen Kugel und einer eisernen Zwinge verziert; es ist dies die Droscha, eine Art Fahne. Jeder Tempel ist mit einer solchen Droscha versehen, und außerdem mit einem kupfernen Kessel, in welchem an Feiertagen Bier gekocht wird; doch hat man auch silberne Gefäße, mitunter sogar von großem Werth. Einzelne Tempel sollen für 20,000 Rubel Silberzeug besitzen. Uebrigens sind die Tempel für das Volk unzugänglich; nur den Priestern ist der Eintritt gestattet. Neben den Priestern spielen auch Zauberer und Hexen eine bedeutende Rolle.

Der Zeitpunkt der in ihrer alten Heimath beobachteten religiösen Feierlichkeiten, der großen Fasten, des Osterfestes u. s. w., ist diesen verwilderten Nachkommen der Grusier noch bekannt, obwohl sie deren Sinn vergessen haben. Sie glauben, daß die Gewitter von Elia (dem Propheten Elias), der auf einem feurigen Wagen durch den Himmel fährt, gesendet werden und bitten ihn um Regen; allein sie haben auch ein anderes Mittel, um ihr Land vor Dürre zu schützen: sie „ackern den Regen“ — eine Ceremonie, die darin besteht, daß Mädchen sich vor einen Pflug spannen, ihn in den Fluß hineinschleppen und das Ufer entlang ziehen, indem sie selbst bis zum Gürtel im Wasser gehen. Auch eine Art von Carneval findet unter ihnen statt: in der Woche vor den großen Fasten läßt man in nach außen gekehrten Pelzen durch die Straßen und bedeckt sich das Gesicht statt der Maske mit einem Stück Filz. Aufser Besprechungen und Zauberkünsten giebt es auch einfachere Mittel, verschiedene Krankheiten auf ein ganzes Jahr von sich fernzuhalten. Man hat nur nöthig, diesen oder jenen Zugvogel zu „besiegen“, d. h. ihn zum ersten Male nach seiner Rückkehr im Frühling unter bestimmten Bedingungen zu erblicken. Wenn man z. B., nachdem man sich ge-

kämmt, zum ersten Male den Wiedehopf sieht, so wird man das ganze Jahr von Kopfschmerz befreit sein. Wenn man den ersten Frühlingsdonner hört, muß man schnell nach einem Steine greifen und sich damit auf den Rücken schlagen, mit den Worten: „Stärke dich, Rücken!“ Wer dies gethan, wird das ganze Jahr keine Schmerzen im Kreuz fühlen. Wenn man es zum ersten Male im Frühling blitzen sieht und dabei ein Stück Eisen zwischen den Zähnen hält, so ist man vor Zahnschmerzen sicher.

Die Feste beginnen mit Opferungen und Gebeten, nach welchen Priester und Volk einen gemeinschaftlichen Schmaus halten. Die Speisen werden von den Laien geliefert und zum Theil auch das Bier; zum Theil aber wird letzteres in dem Tempel unter der Aufsicht eines Beamten gebraut, der Dasturi heißt. Das Amt eines Dasturi wird der Reihe nach von allen Gemeindemitgliedern verwaltet. Er lebt das ganze Jahr hindurch in dem Tempel und darf während dieser Zeit nicht nach Hause gehen oder seine Frau besuchen, und überhaupt mit Niemand sprechen außer den Priestern, um sich nicht zu verunreinigen. Seine einzige Nahrung ist Wasser und Brod. Einmal in der Woche muß er sich, wie auch das Wetter sein mag, im Flusse baden, zu welchem er sich auf einem eigens für ihn bestimmten Fufssteige begiebt, den kein Anderer betreten darf.

Bei den Chewsuriern werden die Mädchen schon in der Kindheit verlobt; die Hochzeit findet aber erst statt, wenn sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht haben. Der Bräutigam schickt alsdann Freiwerber, die sich heimlich in die Wohnung der Braut schleichen müssen. Anfangs weigern sich die Aeltern, sie an die Freiwerber auszuliefern, aber bald vereinigt man sich zu einem Schmaus und die Braut wird hierauf nach dem Hause des Bräutigams geleitet, der sich unterdessen bei einem Nachbar versteckt hält. Der Braut folgen, einer nach dem anderen, ihre Verwandten. Der Bräutigam wird aus seinem Versteck hervorgeholt und muß sich neben der Braut bei einem Feuer niedersetzen, das man in der Mitte des Zimmers anmacht, wobei man Sorge trägt, dafs der Rauch dem Brautpaar gerade in's Gesicht wehe. Der Priester liest Gebete, legt der Braut und dem Bräutigam Speisen und Bier vor und giebt jedem von ihnen ein Wachlicht in die Hand. Dann erheben sie sich; der Priester durchsticht ihnen mit einer Nadel die Rockschöße und schließt mit einem Gebet. Nach Beendigung dieser Ceremonie halten die Neuvermählten sich vierzehn Tage lang von einander entfernt und reden nicht einmal zusammen. Alsdann begiebt sich die junge Frau auf weitere vierzehn Tage in's älterliche Haus, und erst nach ihrer Rückkehr beginnt das eheliche Zusammenleben. Es gilt für eine Schande, wenn die Frau vor Ablauf von drei Jahren nach der Hochzeit gebiert. Ebenso hält man es für eine Verletzung des Anstandes, wenn der Mann nach den ersten drei Tagen in einem Zimmer mit seiner Frau schläft. Bei den Pschawen sind die Hochzeitsgebräuche einfacher.

In der Leichtigkeit, mit der die Ehebündnisse aufgelöst werden, gleichen sich beide Völker. Der Mann kann seine Frau verstofsen, sobald es ihm gutdünkt, und weder ihm noch ihr gereicht dies zur Schande. Er sucht sich ohne Verweilen eine andere Frau und sie einen anderen Mann. Bei der außerordentlichen Rohheit der Sitten ist die Frau nichts weiter als eine Sklavin, obwohl die Ehen oft aus Liebe geschlossen werden. Freundlich oder sanft mit der Frau umzu-

gehen, ist für den Mann eine Schmach. Die Kinder aber werden von den Aeltern zärtlich geliebt und nicht selten verzogen.

Eine schwangere Frau bemüht sich, ihren Zustand so lange als möglich zu verbergen. Nicht nur sie, sondern auch ihr Mann wird von allen Festlichkeiten ausgeschlossen; sie sind beide unrein. Wenn die Zeit der Entbindung sich nähert, so verläßt die Frau ihre Wohnung, oder wird vielmehr aus derselben fortgejagt, und zieht sich nach einer etwa eine Werst von dem Dorfe gelegenen Hütte zurück, wo sie ganz allein ohne alle Hilfe gelassen wird. Ist die Entbindung schwer, so erfährt man es nur durch das Angstgeschrei der Wöchnerin; die Männer schleichen sich dann in die Nähe der Hütte und feuern ihre Gewehre ab, um die Unglückliche zu erschrecken und dadurch, nach ihrer Meinung, die Geburt zu erleichtern. Am Tage nach der Entbindung bringt man ihr Brod und legt es am Eingang der Hütte nieder, ohne dieselbe jedoch zu betreten. In dieser Einsamkeit verbringt die Kindbetterin vierzig Tage und kehrt dann in das Dorf zurück, aber nicht nach Hause; sie und das Kind werden noch immer für unrein gehalten und müssen zur vollständigen Reinigung vierzehn Tage in einem besonderen Gebäude zubringen.

Wenn ein Kranker stirbt, so wird er augenblicklich aus der Sakla in den Hof geschleppt, damit die Wohnung nicht durch den todtten Körper verunreinigt werde. Für die Trauerceremonien hat man eigene Klageweiber, die in Verbindung mit den weiblichen Verwandten des Todten ein furchtbares Geschrei und Geheul erheben, das weit und breit wiedertönt. Bei der Leichenfeier finden kriegerische Spiele mit Wettrennen und Scheibenschiefen statt. Nach Beendigung derselben rauchen die Anwesenden eine Pfeife Machorka ¹⁾ für die ewige Ruhe des Verstorbenen. Fünf Wochen später und wiederum nach Jahresfrist wird ein ähnliches Todtenfest begangen.

Die Chewsurier sind höchst brutal und anmaßend und halten sich für das tapferste Volk in der Welt. Sie werden in der That von den benachbarten Tschetschenzen sehr gefürchtet und man erzählt sich im Kaukasus viel von ihren Heldenthaten. Einst sollen die Bewohner zweier Dörfer, 50 Mann an der Zahl, den Angriff einer 10,000 Mann starken Schaar zurückgeschlagen haben. Ein anderes Mal vertheidigten sich 60 Chewsurier drei Tage lang gegen 5000 Feinde und nöthigten sie zum Rückzuge. Ohne Zweifel ist bei diesen Geschichten ein gutes Maß orientalischer Uebertreibung im Spiel, aber sie zeigen doch wenigstens, welchen hohen Begriff man sich von der Unerschrockenheit der Chewsurier macht. Auch die Pschawen sind wegen ihrer Tapferkeit berühmt.

Die Häuser der in den Bergen lebenden Chewsurier und Pschawen sind aus Quadersteinen ohne Kitt gebaut und bestehen aus zwei bis drei Stockwerken. Bei den Thalbewohnern sind die Hütten aus Baumstämmen zusammengefügt. Die einen wie die andern sind gleich räucherig, schmutzig, mit Ungeziefer angefüllt, und die von den Hausthieren, die mit den Menschen unter einem Dache leben, verbreiteten Ausdünstungen flößen sogar denjenigen Ekel ein, die an die Lebensweise der übrigen Eingeborenen Transkaukasiens gewöhnt sind. Ihre Nahrung ist eben so unappetitlich. Sie ziehen in Verwesung übergehendes Fleisch

¹⁾ Eine an der kaukasischen Linie gebaute, sehr kräftige Sorte Taback.

dem frischen vor, und wenn sie ein Thier schlachten, sammeln sie das Blut, lassen es gerinnen und einsäuern, kochen es und verzehren es dann mit dem größten Behagen.

Der Ackerbau befindet sich bei diesen Stämmen in dem traurigsten Zustande, theils weil es an urbarem Lande fehlt, das man nur hier und da zwischen nackten Felsen und Schluchten antrifft, theils in Folge der Trägheit, die den gemeinschaftlichen Charakterzug aller halbwildern Völkerschaften bildet. Die Felder werden von den Männern bestellt; alle übrigen Arbeiten müssen die Frauen verrichten. Die Heuschläge sind im Allgemeinen recht gut, die Viehzucht ziemlich blühend, namentlich bei den Pshawen, unter welchen man auch wohlhabende Leute findet. Wie arm übrigens ein Chewsuri oder Pshawe auch sein mag, er bittet nie um Almosen. Die Gastfreiheit ist bei ihnen allgemein. Dem Gaste wird nicht nur das Beste gereicht, was man im Hause hat: der Wirth kniet sogar vor ihm nieder, bedient ihn eigenhändig, spielt zu seiner Unterhaltung die Pandore und singt ihm Lieder vor. Nachdem sich der Gast satt gegessen und getrunken, steht er auf, läßt den Wirth Platz nehmen und bedient ihn seinerseits in ähnlicher Weise.

Sowohl bei den Pshawen als den Chewsuriern herrscht die Sitte des Fraternisirens. Wer mit einem Anderen Brüderschaft schließt, schabt eine Silbermünze in kleine Späne und wirft sie in einen Becher Wein, worauf Beide dreimal einen Schluck trinken, und von diesem Augenblicke an sind sie Freunde auf Leben und Tod. Außer dem Brüderschaftstrinken ist es auch gebräuchlich, mit Mitgliedern eines feindlichen Stammes Kugeln zu wechseln, und ein Chewsuri oder Pshawe würde eher sterben, als auf den schießen, mit dem er diesen Tausch vollzogen hat.

Die Blutrache ist bei ihnen im vollen Schwunge. Die Richter werden von den Gemeinden gewählt und sind in der Regel Greise. Die Gerichtssitzungen finden öffentlich statt; Kläger und Beklagte werfen sich auf die Kniee und setzen ihre Sache auseinander. Der Ausspruch des Richters ist unwiderruflich. Schwierige Fälle werden dadurch entschieden, daß einem der Prozessirenden befohlen wird, seine Aussage zu beschwören. Die als schuldig Erkannten werden zu Geldstrafen verurtheilt, deren Betrag durch das Herkommen genau bestimmt ist.

Schließlich erfahren wir aus dem Berichte des Fürsten Eristow, daß das Christenthum sich unter diesen ihm so lange entfremdeten Völkerschaften allmählig wieder Bahn zu brechen anfängt. Die russische Regierung hat mehrere Kirchen im Lande erbauen lassen, und vor Kurzem ist auch die erste Schule angelegt worden, in welcher 50 Knaben Unterricht empfangen. L.

Die Zigeuner in Aegypten und Vorder-Asien.

Zu den ethnographischen Problemen, welche bis jetzt noch nicht genügend gelöst sind, gehört die Frage über die Abstammung der Zigeuner, und wenn gleich neuere Forscher, wie namentlich Pott, das vorhandene Material mit großem Fleiße und scharfer Kritik zusammengestellt haben, so fehlt doch in der Kette

der Untersuchungen noch so manches Glied, welches uns die Lösung der Frage näher rücken könnte. Ein solcher Mangel trat uns namentlich bei den Nachrichten über die Zigeuner in Aegypten und Vorderasien entgegen, und selbst Männer wie Niebuhr, Seetzen, Burckhardt und Lane, welche mit so vieler Schärfe die ethnographischen Verhältnisse des Orients behandelt haben, scheinen von mannigfachen Irrthümern über die Zigeuner jener Gegenden befangen. In neuerer Zeit hat Newbold (*Journal of the R. Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. XVI. 1856*), welcher bei seinen Reisen im Orient gerade diesem Volke seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, nähere Kunde über die Stammverhältnisse desselben eingezogen. Wir wollen die Resultate seiner Forschungen, soweit dieselben das sprachliche Gebiet nicht berühren, hier kurz wiedergeben.

1) Aegypten. Drei Zigeunerstämme finden sich in Aegypten, die Helebi's, die Ghagar's und die Núris oder Náwer's. Die Helebi's stammen, nach der unter ihnen allgemein verbreiteten Tradition, aus Yemen oder Hadramant her, von wo ihr Stamm, vom Könige Zír, dem Beherrscher des Túba-Stammes, vertrieben, sich über Syrien, Persien und Europa ausgebreitet habe. Unter der Anführung von sieben Brüdern, deren Gräber in den ägyptischen Districten von Bahriyeh, Kelyubiyeh und Syut sich befinden und als heilige Orte verehrt werden, wären sie nach Aegypten gekommen und hier sei ihnen von dem damaligen Herrscher nicht allein die Erlaubniß zu einem umherziehenden Leben, sondern auch vollkommene Steuerfreiheit bewilligt worden. Selbst bis in Habesch hinein sollen einige Zweige dieses Stammes, jedoch unter verschiedenen Namen vorgegangen sein. Diese Traditionen über ihre Wanderungen finden sich nach ihrer Behauptung in einer Handschrift, Tárfkh ez Zír, aufgezeichnet. Die in Aegypten lebenden Helebi's, welche sich selbst oft mit dem Collectivnamen Mahlebásh bezeichnen, theilen sich in die vier Stämme der Batatiyeh, Súrútiyeh, Schoeiha und El Haweidát (Haweiat?), von je 50 Familien, eine Zahl, die absichtlich zu niedrig geschätzt zu sein scheint, da die Zigeuner gegenwärtig ebenfalls der Kopfsteuer unterworfen sind. Einzelne dieser Stämme scheinen gewisse Prärogative in Anspruch zu nehmen, da z. B. nur der Stamm der Súrútiyeh's die Chiromantik und Mantik ausübt. Die Helebi's, welche sich gewöhnlich mit dem Pferde- und Viehhandel beschäftigen, führen gleich ihren Stammgenossen in den übrigen Theilen der Welt ein umherziehendes Leben. Ihre Wanderungen beschränken sich meistens auf das Nilthal und das Delta und nur der ihnen allgemein innewohnende Hang zum Betrügen läßt sie die Wüste betreten, um den von Mekka heimkehrenden Pilgern ihre ermatteten Thiere abzuschwindeln. Wenige begleiten die Pilger (Hajis) nach den heiligen Stätten Arabiens, und verfehlen dann nicht, ihrem eigenen Namen prahlerisch das Wort Haji vorzusetzen. Ohne feste Wohnsitze leben sie unter leichtbeweglichen Zelten (Kheish), welche sie am liebsten in der Nähe von Städten und Dörfern aufspannen. Bei Cairo namentlich, wo sie ihre Lagerstätte in der Nähe eines Dorfes zur Rechten der von der Hauptstadt nach Shúbra führenden Straße aufgeschlagen haben, findet man sie im Winter und Frühling häufig, und von dort aus verbreiten sie sich in die belebten Stadttheile, um ihrem betrügerischen Gewerbe nachzugehen. Als in Folge eines strengen Befehls Mehemed Ali's im Jahre 1847 alle Musáhibir's, d. h. diejenige Bevölkerung um Cairo, welche dort nicht ihre Heimath hatte, in ihre Heimathsdörfer

zurückgewiesen wurde und unendliches Elend über diese hilflose Menge hereinbrach, verschwanden die Zigeuner über Nacht unter mannigfachen Vermummungen eben so rasch aus jener Gegend, wie sie gekommen waren, um an irgend einem anderen Orte ihre leichtbewegliche Zeltstadt aufzuschlagen. Die Frauen der Helebi's, Fehemi's genannt, wissen sich unter allerlei Verkleidungen Eingang in die Familien Aegyptens zu verschaffen und ihre dabei oft mit vieler Schlaueit erlangten Personalkenntnisse zur Ausübung der Chiromantik und Mantik anzuwenden. Bei der Chiromantik halten sie die ausgestreckte Hand des Fragestellers bei den Fingerspitzen und lesen aus den Linien der inneren Handfläche das Schicksal, wobei freilich der Werth der Münze, welche der Fragende in die Hand der Wahrsagerin gleiten läßt, von nicht geringem Einfluß auf die Verkündigung ist. Bei der Mantik sitzt die Fehemi auf einer auf dem Boden ausgebreiteten Matte und verkündet aus der Lage einer Anzahl kleiner Muscheln, Glasscherben, Steinchen von Achat, Jaspis oder Basalt, oder Stückchen farbigen Wachses, welche sie auf die Matte wirft, das Geschick. Uebrigens zeichnen sich die Fehemi's ihrer Keuschheit wegen im Gegensatz zu den Ghagar-Weibern aus. Intriguen kommen freilich, wie überall, auch unter den Fehemi's vor, werden aber im Falle der Entdeckung mit dem Tode des Ertränkens bestraft. Bis zu ihrer Verheirathung tragen sie als Zeichen ihrer Jungfräulichkeit einen baumwollenen oder seidenen Gürtel um die Lenden. Die Helebis heirathen nur unter einander, nie gehen sie eine Ehe mit Arabern, Kopten oder anderen Bewohnern Aegyptens ein und halten in dieser Beziehung eben so streng auf die Reinheit ihres Stammes als die Hindus. Selbst die Heirath der Zigeuner unter einander scheint gewissen Observanzen zu unterliegen, da z. B. die Helebi's ihre Töchter nie einem Ghagar-Zigeuner zur Frau geben, obgleich umgekehrt öfter der Fall eintritt, daß die Helebi's Ghagar-Mädchen ehelichen. Ihre Sprache ist gleichbedeutend mit der der Kurbat's in Syrien und enthält in Folge des langen Aufenthalts dieses Stammes unter Arabern in Yemen und Aegypten viele arabische, doch nur wenige persische, indische oder türkische Wörter. Im Verkehr sprechen sie das Vulgär-Arabische und bedienen sich auch, da eine eigene Schriftsprache ihnen fehlt, der arabischen Schrift. Ihre Zahlbezeichnung ist dem Persischen und Indischen entlehnt. Zu einer bestimmten Religion bekennen sie sich eben so wenig, wie sie Tempel und Priester haben, und nur änsferlich befolgen sie da, wo die Klugheit es erfordert, die Gebote des Islams.

Die Ghagars, deren Zahl sich in Aegypten auf etwa 16,000 belaufen mag, sind in ihrer äußeren Erscheinung wenig von den Helebi's und Kurbats in Syrien verschieden. In allen Untugenden vollkommen ähnlich den übrigen Zigeunern, durchziehen auch sie im Sommer die platten, fruchtbaren Gegenden, während der Winter sie in der Nähe größerer Wohnplätze versammelt. In Cairo bewohnen sie ein besonderes schmutziges Viertel, Hosh el Ghagar, hinter der großen Moschee des Sultan Hassan, und treiben sich dort als Kesselflicker, Hufschmiede, Jongleure, Quacksalber und gelegentlich als Diebe umher, während ihre eben nicht sehr keuschen Weiber als Seiltänzerinnen, Musikantinnen, namentlich aber als Tamburin- und Castanietenschlägerinnen auftreten. Sie selbst halten sich für Brüder der Zigeuner in Hongariyeh (Ungarn), welche ihre Sprache, nur in einem reineren Dialecte als der in Aegypten gebräuchliche, sprächen.

Viele ihrer Wörter stimmen mit denen des Helcbi-Dialectes überein, einige derselben sind augenscheinlich indischen Ursprungs wie: *pani* Wasser, *machi* Fisch. Am meisten nähert sich ihre Sprache der der Kurbats in Syrien. Sie theilen sich in verschiedene Klassen, als: Meddahín, Ghurradín, Barmcki, Waled Abu Tenna, Beit er Rifái, Hemmeli, Románi etc. Ihre religiösen Verhältnisse sind eben so trauriger Art, wie die der Helebí's.

Die Núri's oder Náwers, welche Pott (die Zigeuner I, S. 48) nicht für zigeunerischen Ursprungs hält, bestehen, wie gewisse Stämme Indiens, nur aus Spitzbuben. Der schlane Mehemet Ali hat jedoch dadurch, dafs er gerade diese Zigeuner auf seinen ländlichen Besitzungen als Wächter und Polizeibeamte einsetzte und ihnen für die Herbeischaffung des gestohlenen Gutes 50 Procent des Werthes auszahlen liefs, ihren für die Sicherheit des Eigenthums etwas zu freien Begriffen eine andere Richtung gegeben, so dafs, mit Ausnahme von Cairo, wo eine Entdeckung des Diebstahls weniger möglich ist, unter den Náwers sich nur noch wenige Diebe finden. Verheirathungen derselben mit den Fellahs sind häufig.

2) Syrien. Obgleich Sultan Bajazet alle Zigeuner aus dem türkischen Reiche verwies, blieben noch zahlreiche Stämme derselben in Klein-Asien, Syrien, Palästina und Aegypten zurück. In Palästina und dem südlichen Theile Syriens sind sie unter dem Namen Náwer bekannt, während sie sich selbst Kurbát, Rómeli und Jingáni benennen, welche letztere Namen auf die Benennungen der Zigeuner in Europa als Romani und Zingali hiiweisen. Nach der Aussage eines alten Zigeuner-Scheichs gehörten die Kurbats, Náwers, Rómeli's und Jingáni's alle einer grossen Familie an und bewohnten Syrien und Klein-Asien seit der Erschaffung der Welt; aber einer von seinen Vorfahren überkommenen Tradition zufolge stammten sie von Hind' ab; die Dúmáns seien ihnen nahe verwandt. Gegenwärtig theilen sich die Zigeuner Syriens in 30 Familien (Beits), deren Namen der Verfasser grófstentheils aus dem Munde jenes Scheichs erfahren hat. Die Gesichtsbildung dieser Zigeuner gleicht mehr jener der Hindus als der der Tataren und Turkomanen. Schwarze, lebhaftige Augen sind ihnen eigen, obgleich der Verf. auch blau- und grauängige Kurbats in den Bergen von Antiochia vorfand, wie auch ähnliche Erscheinungen unter den Arabern von Petra, Palmyra und Syrien vorkommen. In den Ebenen und Bergen gehen sie halb nackt, in den Städten aber nähert sich ihre Tracht der landesüblichen. Ein rother Tarbusch mit einem roth- und blaugestreiften Tuch unwickelt, ein blaugestreifter Kaftan, ein wollener oder lederner Gürtel und Sandalen bilden das Costüm eines Scheichs. Die Frauen kleiden sich ähnlich wie die Frauen der unteren muhamedanischen Bevölkerung, nur dafs sie es lieben, sich mit allerlei Flitterstaat zu behängen. Wie die Zigeuner Aegyptens sind die Kurbats auf beständiger Wanderung. Im Winter lagern sie in ihren leichtbeweglichen Wohnungen in der Nähe gröfserer Oerter, während sie sich im Sommer in der Ebene und in den Bergen zerstreuen. Auch in ihrer übrigen Lebensweise und in ihren Beschäftigungen gleichen sie den anderen Zigeunern. Im Verkehr reden sie arabisch und türkisch, unter sich jedoch ihre eigene Sprache, welche auffallend viel Sanskritwurzeln enthält, zugleich aber auch viel persische, arabische und türkische Wörter in sich aufgenommen hat. Die Zahlwörter sind theils indischen, theils persischen Ursprungs.

3) Persien. In Persien fand der Verf. in der Ebene von Persepolis, in

dem Thale von Schiraz, im Bakhtiari-Gebirge, sowie in den sterilen Ebenen von Dahistan und Chaldäa Zigeuner. Auch sie durchziehen wie ihre Stammverwandten als Kesselflicker, Hufschmiede, Viehärzte, Wannemacher, Wahrsager, Beschwörer, Tänzer und Possenreisser das Land. Als geschickte Gold- und Silberschmiede werden sie auch zum Prägen der persischen und türkischen Münzen benutzt. Andere verfertigen Sättel und heifsen von dieser Beschäftigung Zingar, und daher, sowie von dem Namen des kurdischen Stammes der Zinganeh, welcher auch zigeunerischen Ursprungs sein soll, stammt angeblich der Name Zingari, Zincali, Zigeuner. Da die Zigeuner in besonderen Banden, je nach ihrem Metier, das Land durchziehen, so halten die Perser diese einzelnen Banden für verschiedene Stämme, während sie doch durch Gesichtsbildung und Sprache dieselbe Abstammung verrathen. Zwei große Zigeunerstämme leben jedoch in Persien, nämlich die Kaoli oder Ghurbati, welche mit den syrischen Kurbats nahe verwandt sind, und die Gáobáz. Ueber den Ursprung dieser Namen ist man verschiedener Meinung. Am wahrscheinlichsten ist es, daß der Name Kaoli aus einer Verstümmelung des Wortes Kabuli, d. h. von Kabul stammend, entstanden ist. Die Abstammung des Namens Ghurbat oder Kurbat ist noch unerklärt. Die gewöhnliche Annahme ist, daß dieser Name so viel als Fremder bedente. Desgleichen ist die Bedeutung des Wortes Gáobáz noch dunkel. Die Zigeuner der beiden gedachten Stämme verheiratheten sich nie mit Persern, Arabern oder Türken. Ihre Geheimsprache ist durchaus jener der syrischen Kurbats ähnlich. Unabhängig von diesen Banden durchziehen noch andere Wanderstämme (Taifehs) Persien, welche ein ähnliches Leben wie die Zigeuner führen, jedoch nicht mit den Kaoli's und Gáobáz verwechselt werden dürfen.

Schließlich erwähnen wir noch, daß der Verfasser, seitdem er die Indusländer besucht hat, zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß sich von dort aus die Zigeuner über Europa, Asien und Nord-Afrika verbreitet haben. Der von zahlreichen Stämmen vom Indus bis zum Himalaya gesprochene Dialect hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Sprache der Zigeuner. Den Hauptstamm anzugeben, ist jedoch der Verf. nicht im Stande. Einige dieser Wanderstämme, Jat's genannt, gleichen in Sitten, Kleidung und Aussehen genau den Zigeunern in Syrien und Aegypten. Diese Jat's, welche jedoch nicht mit den Ját's in Indien zu verwechseln sind, durchwandern die Tartarei, Persien und Kurdistan bis zum indischen Ocean.

Nach Beendigung der vorstehenden Zusammenstellung über die Zigeuner geht uns aus befreundeter Hand noch nachfolgende Notiz zu, welche wir zur Vervollständigung unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen.

Im Anschluß an des englischen Consuls zu Jassy S. Gardener „*Notes on the Condition of the Gipsy Population of Moldavia*“, welche am 25. Februar 1856 in der Londoner geographischen Gesellschaft zum Vortrage kamen (vergl. deren *Proceedings II*, p. 37 f.), hat Sir Henry Rawlinson aus der Fülle seiner orientalischen Belesenheit einige Mittheilungen gemacht, welche zu den obigen anziehenden Zusammenstellungen eine vielleicht nicht unwillkommene Ergänzung bilden können, zumal ein oben schließlicly berührter Punkt, der Name der indischen Jat, darin zur Sprache gebracht wird.

Bald nach Christi Geburt finden wir an den Ufern des Indus indo-skythische Stämme ansässig, auf deren turanisch gebaute Sprache die Desorganisation des neuen Hindustani zurückgeführt werden mag. Zu diesen Stämmen gehören die

Geten und Saken der griechisch-römischen Schriftsteller, oder, wie sie sich pluralisch selbst nennen, Jatán und Sagán. Der Saken-Name steckt noch in Sagistán (Sajistán), in Sistán und in den Deh Zangi des Paropamisus. Sie machten sich durch die den Zigeunern eigenthümlichen guten und schlechten Talente bemerklich. Der Sasanide Behrám Gür verpflanzte im 4. Jahrhundert zuerst eine Colonie von ihnen nach Persien und zwar nach Kernán. Die gewöhnlichen morgenländischen Geschichtschreiber bezeichnen sie als Lúris oder Lúdis (vergl. die indischen Lodi), die sorgfältigeren haben den Namen Zatán erhalten. Noch beim Beginn der Hijrah, als Beluc'en in diese Gegenden vorrückten, befanden sich dort diese Zats, von denen einzelne Haufen in Susiana eindringen und einem District bei Ahwáz den Namen Zat verliehen. Sie wurden durch nachdringende Stammgenossen verstärkt, welche kaum ein Jahrhundert später als Sceräuber u. s. w. den persischen Meerbusen heraufkamen und so in Masse nach den Euphrat- und Tigrisländern zogen. Die Gefahr wuchs durch die Anhäufung dieser ungläubigen und unabhängigen Horden, so daß der Khalif Mo'tasem um 220 d. H. einen Vernichtungskrieg gegen sie unternehmen mußte. Von den ernstlich Widerstehenden kamen 10,000 um; der Rest wurde nach Baghdad gebracht; dann nach Khannikín an der persischen Grenze, und bei fortdauernder Unruhe nach der cilicischen Grenze gegen die Griechen, um dort als eine Militärcolonie zugleich Widerstand zu leisten. Bei dem Vorrücken der Seldschuken-Macht kamen diese Stämme wahrscheinlich Europa näher, so daß sie zu Anfang des 14. Jahrhunderts wohl in Thracien und wenig später in Böhmen erscheinen konnten. Der historische Zusammenhang aller dieser Bewegungen berechtigt Rawlinson zu dem Schluß auf Identität der indischen Jat u. s. w.

General Monteith, der die Zigeuner in Persien und Indien sah und 150 Familien unter sich hatte, sagt, daß von 30 Wörtern ihrer Sprache immer eines ganz Hindustani war. Er besuchte drei ihrer festen Niederlassungen zu Eriwan, Dokhergan und im Koflan Koh in Azerbaján. In Persien heißen sie von ihren schwarzen Zelten Karac'i; ihre Gesamtzahl soll sich auf 3000 Familien belaufen. — Bemerkenswerth ist, daß bei der großen Bewegung dieser Stämme westwärts zwischen Indien und China die Zigeuner und Jat unbekannt sind.

Das oben von Newbold erwähnte Tárfkh er-Zír erweist sich vor einer strengeren historischen Kritik übrigens als Fiction. — r.

Neueste Nachrichten von den Gebrüdern Schlagintweit.

Srinagar am Dschilum, Hauptstadt von Kaschmir, 2. Nov. 1856.

... Von Ladak kamen wir (Hermann und Robert) auf zwei verschiedenen Wegen hier an; Hermann über Suru (über die Kantal-Kette), Robert über Dras (an der Quelle des Kishenganga).

Wir trafen hier im besten Wohlsein Adolph, der von Iskardo, das im Norden am Indus liegt, gegen SSW. durch das Thal von Hasora (einem linken Zuflusse des Indus) oder Astor einige Tage vor uns (8. October) hier angekommen war.

Kaschmir, ein großes breites Thal, ist wohl sicher einer der schönsten Theile des Himalaya, reich bewaldet und bebant. Die schönsten der Shawls haben selbst hier einen Preis von 1600 Rupies.

Da Gulab Sing, der Raja von Kashmir, Ladak und Balti, sehr gut mit der englischen Regierung steht, so ist Kashmir jetzt nach allen Richtungen leicht zugänglich und im verflorbenen Sommer von e. 200 Europäern besucht worden.

Das Klima war im Monat October sehr angenehm; die Nächte kühl (das Minimum e. 8° Cels.), bei Tage niemals heifs.

Wir werden heute Abend Kashmir verlassen und auf zwei verschiedenen Wegen nach Rawul Pindee gehen, einer Districtshauptstadt in der Division Dschilum, östlich von Attok, und zwar Hermann und Adolph über Murri ¹⁾, ich längs des Dschilum-Thales über Mozaferad (nicht weit von dem Zusammenflusse des Kishen Ganga und Dschilum) und durch Hasara ²⁾.

Von Rawul Pindee, welches an der Hauptstrafse von Lahore über Attok nach Peschauer liegt, trennen wir uns; Hermann geht über Lahore und Agra nach Patna und Calcutta; Adolph nach Peschauer und dann gegen Süden längs des Indus durch Sind nach Karrachi (Hafenort an der Mündung des Indus) und dann nach Bombay; ich (Robert) gehe von hier nach Multan und marschire dann durch Sind und Guçherat nach Bombay, wo ich wohl viel früher als Adolph einzutreffen hoffe. Nach kurzem Aufenthalte in Bombay gehe ich nach Aegypten. Entweder dort oder vielleicht erst in Deutschland hoffe ich mit den Brüdern wieder zusammenzukommen.

Wir hoffen nächsten Sommer 1857 wieder zu Hause zu sein.

Robert Schlagintweit.

Aus einem späteren Schreiben, welches aus Rawul Pindee vom 5. December 1856 datirt und hier am 14. Januar, also schon nach 40 Tagen, eingetroffen ist, entnehmen wir noch die erfreuliche Nachricht, daß Hermann und Robert im besten Wohlsein am 16. November zu Rawul Pindee angelangt waren und daß sie nach einigen Tagen auf den in dem oben mitgetheilten Briefe angegebenen Routen von hier abzureisen gedachten.

Zahl der fremden Handelshäuser in Canton.

Ein officiellcs Verzeichnifs, das in Folge der letzten Beschiefsung Canton's durch die englische Escadre unter Befehl des Contre-Admiral Seymour aus dem Hafen dieser Stadt mitgetheilt ist, enthält eine Aufzählung der dortigen fremden Handelsleute, aus der sich die Bedeutung dieses Welt-Emporiums von selbst ergibt. Es befanden sich darnach in Canton: 24 englische Kaufmannshäuser, fast alle vom ersten Range; 8 amerikanische Häuser, darunter 6 vom ersten Range; 5 deutsche Häuser, davon 3 vom ersten Range; 5 französische und Schweizer Häuser, alle vom ersten Range; 4 russische, alle vom ersten Range; 2 portugiesische, 2 peruanische, 2 armenische, 18 Parsi-Handelshäuser, alle vom ersten Range; 16 mohamedanische Kaufmannshäuser, davon 11 vom ersten Range; 4 jüdische Häuser vom ersten Range, 4 holländische Häuser, und aufser diesen noch

¹⁾ Scheint Marri am Dschilum zu sein, etwa in derselben Breite wie Attok.

²⁾ Hasara ist der jenseits (östlich) vom Indus gelegene District der Division Peschauer, deren größerer Theil diesscits des Indus liegt und hier in die Districte Peschauer und Kohat zerfällt.

11 verschiedene andere fremde Kaufmannshäuser. (*Le Moniteur de la Flotte*,
13. Jan. 1857. No. 3.)

C. R.

Ein neuer submariner Vulkan.

Im „*San Francisco Herald*“ beschreibt C. H. Newell, Capitain des Walfischfängers „*Alice Frazier*“, die Thätigkeit eines submarinen Vulkans, der am 25. Juli 1856 in der Meerenge Onnimach ¹⁾ unter 54° 36' N. Br. und 165° W. L. v. Gr. hervorgetreten ist. Es befanden sich 5 oder 6 gemeinsam segelnde Schiffe in der Nähe, als der Vulkan eine immense Menge Wasser zu einer furchtbaren Höhe emporwarf; dann schleuderte er Lava und Bimstein auf das Verdeck des Schiffes. Dieses seltene oceanische Phänomen wird von mehreren Walfischfängern bezeugt. Der Bericht des Capitains der „*Alice Frazier*“ lautet wie folgt:

“Als ich am 25. Juli in Begleitung anderer Schiffe durch die Meerenge von Onnimach fuhr, bemerkte ich eine heftige vulkanische Action; mehrere auf den benachbarten Inseln befindliche Berggipfel warfen enorme Massen eines schwarzen und dicken Ranches aus. Einige andere Walfischfänger, im Begriff, die Ostspitze der Insel zu doubliren, kamen zu gleicher Zeit mit mir der Basis des Vulkans ganz nahe, um genauer den Anblick dieses furchtbaren Phänomens zu betrachten und das lange und dumpfe Getöse des Erdbebens wahrzunehmen, das wir schon in verschiedenen auf einander folgenden Stößen bemerkt hatten, als der Wind plötzlich in seiner Heftigkeit nachliefs, Windstille eintrat und wir ganz der Gefahr der Eruption ausgesetzt blieben. Nach einigen Stunden intensiv wechselnder Eruption wurde diese immer heftiger, das Tosen der Elemente furchtbarer, die Ausbrüche folgten rascher auf einander und bei völliger Windstille schofs ein ganz schwarzer und dicker Rauch schnurgrade empor, ohne von seiner senkrechten Richtung auch nur um eine Linie abzuweichen, so dafs für uns wenig Hoffnung blieb, mit Hilfe eines Windes fortsegeln zu können. Nur allmählig vertheilte sich die ausgeschleuderte Masse in kalte graue Wolken, deren Aschenmassen aus der Ferne wie ein Regen anzusehen waren, obwohl sie eher wie Schneeflocken herabfielen. Es war etwa 12 Uhr, als ein leichter Wind sich erhob, der uns der nahen Gefahr entreißen konnte, und wir spannten alle Segel auf, um zu entfliehen. Aber da der Wind nun die grofse Aschenmasse auf die Meeresfläche trieb, entstand eine vollständige Finsternifs, so dafs wir gar kein Land mehr sehen konnten, und dieses vollkommene Dunkel soll sich über 100 Miles weit ausgedehnt haben. Die Asche fiel nun wie ein Schneeorkan auf uns und bedeckte Alles bis auf den Mastkorb mit einem grauen Staubmantel, so dafs diejenigen, welche ihr ausgesetzt waren, fast erblindeten, und da der Aschenregen immer dicker wurde, standen wir in Gefahr zu ersticken. Bei stärkerer Zunahme des Windes segelten wir Alle gegen West, die Unglücksstelle verlassend, die uns mit dem Schicksal des Plinius bedroht hatte, und schifften der Ostküste entlang nordwärts. Als wir in's Helle kamen, hatten wir grofse Noth, uns von der Asche zu befreien und zu reinigen. Ich habe viele Vulkane während ihrer Thätigkeit besucht, aber keiner zeigte so viel steinkohlenartige Materie wie dieser bei seiner Eruption.

¹⁾ Unimak, eine der Aleuten. Schon im J. 1806 war an der Küste von Unalaska ein Vulkan aus dem Meere hervorgetreten. Der Vulkan von Unimak hatte 1820 eine Eruption (v. Langsdorf, Reise um die Welt II, 209 u. f.).

Aber noch war der erhabenste Moment des Schauspiels nicht vorüber. Als der Wind sich verstärkte und die Wogen sich erhoben, kamen 4 andere Schiffe herbei. In dem Moment, wo sie ganz kühn der Basis des Berges an seinem Nordfusse sich näherten und mit Staunen das gewaltige Aufwallen über ihren Köpfen betrachteten, hörten sie ein dumpfes und langes Rollen unter sich, ein Getöse, das alsbald in dem Hervortreten eines immensen und furchtbaren Vulkans, der aus der Mitte der versammelten Flotte sich hervorhob, seinen Ursprung kundgab. Anfänglich kochten die Wogen wild und regellos im Tumult empor, dann schossen sie hoch als glänzende Wassersäule auf, die aber wieder in sich selbst zusammenstürzte. Nur allmählig beruhigte sich dieser Tumult. Nun erst sah man aus der Erde mit einem furchtbaren, Alles erschütternden Donner einen Flammenstrom mit Rauch gen Himmel auffahren, als wollten alle Feuer des Erdinnern dort ihren Ausgang nehmen. Dann erst spie der Vulkan Lava und Bimstein, oft in Stücken wie große Kugeln, aus, überschüttete damit alle Schiffe mehr oder weniger, und versetzte die Mannschaft in Todesangst, mit in die Luft geschleudert zu werden oder in die Tiefe des Meeres zu versinken. Aber dies dauerte nur einen Moment; die Eruption erlosch fast eben so schnell, wie sie hervorgebrochen war. Dann stürzten die Wogen in den geöffneten Schlund mit einer Wuth im Wirbel, den man nur mit dem Malstrom vergleichen kann, und mit einem Tosen und Brausen, dem des Niagara-Wassersturzes vergleichbar.

Die Schiffe entflohen und überliefsen den Vulkan seinem wechselnden Zustande von auf einander folgenden Eruptionen und Beruhigungen, ohne dafs darum sein Gedonner aufhörte, das uns in wechselnden Intervallen die verschiedenen Phasen seiner Entwicklung berechnen liefs.“

C. R.

Neuere Literatur.

The Chinese and their Rebellions, viewed in connection with their National Philosophy, Ethics, Legislation and Administration to which is added an Essay on Civilisation and its Present State in the East and West. By Th. T. Meadows. London 1856. LX und 665 Seiten in gr. 8.

Der Verfasser dieses großen und überaus reichhaltigen Werkes ist Interpret im Civildienste der Königin von Großbritannien. Er hat Viel aus gedruckten (chinesischen) Quellen, weit mehr aus dem frischen Leben geschöpft; und wenn seine Ergebnisse der chinesischen Nation viel günstiger sind, als die seiner meisten Vorgänger, so darf man ihm aus verschiedenen Gründen eher Glauben beimessen als Jenen. Kein Europäer, welcher bis jetzt längere oder kürzere Zeit in China verweilt und in Folge dessen über China geschrieben, zeigt einen so ausgezeichneten Beruf zur Sache; denn in Herrn Meadows eint sich gründliche wissenschaftliche Bildung mit praktischem Scharfsinn, mit der Klugheit des ächten Weltmanns und seltne Gewandtheit im Gebrauch der Chinesischen Sprache mit dem edelsten, freisinnigsten Interesse für alles Menschliche, einem Interesse das ihn gelegentlich auffordert, die wichtigsten politischen und socialen Fragen der Gegenwart mit in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Während fast zwölfjährigen Aufenthalts auf chinesischem Boden ist der Verfasser mit Eingeborenen

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1857

Band/Volume: [NS 2](#)

Autor(en)/Author(s): Ritter Carl (Karl)

Artikel/Article: [Miscellen 70-86](#)